

Donnerstag, 19. Juni, 13:42 Uhr

Heute habe ich mich rasiert.

Zu Beginn der Ausstellung sagte ich Dir, dass ich mich nun drei Wochen lang nicht rasieren würde, da es einem Künstler, selbst oder gerade einem, der mit dieser Bezeichnung hadere und sowieso einem, der ein paar Jahre am Rande der Wüste gelebt habe, besser stünde, einen verwegenen Fünf- bis Siebentagebart zu tragen, den er sich hin und wieder kratzen kann, wenn er auf eine Frage keine Antwort weiß.

Es ist ja ohnehin wenig von dem übriggeblieben, woran man früher eindeutig erkannte:

„Aha, Obacht: ein Künstler! Ein echter, meine ich!“

Eine filterlose Gauloises caporal etwa, *Liberté toujours!* deren schwarzer Tabak den Künstler zwanzig Kilometer gegen den Wind ankündigte. Oder längeres, gelocktes Haar, inzwischen grau und oben dünn, aber der ganze Typ entweder von der hager-asketischen Erscheinung Alberto Giacomettis oder von der intuitiven Körperlichkeit Javier Bardems. Hier ist sofort klar, wer für die Abteilung *Leben und Geistiges* zuständig ist.

Evokationen Frankreichs, mit einer eleganten, stilechten Scheiß-egal-Haltung, *après nous le déluge*, und gleichzeitig die komplette *l'humanité* im Fokus, zumindest die des *Quartier Latin*. Anselm Kiefer etwa lebt seit Jahrzehnten in Frankreich. Immer dieser Blick existentieller Zerstreutheit und Unsortiertheit, da die wirklich großen Fragen zur Existenz nicht die Höflichkeit besitzen, sich in das Vorzimmer des Bewusstseins zu setzen und dort zu warten, bis sie geordnet vorgelassen werden.

Wer von einer Idee ergriffen wird, hat keine Zeit, sich zu rasieren.

Also würde ich Dir für die Zeit der Ausstellung deine Haut zerkratzen und röten. Das wäre der Preis für mein künstlerisches Selbstverständnis. Aber was soll diese raue Retro-Inszenierung, davon, wie sich eine bestimmte Generation ihren Künstler jeweils denkt?

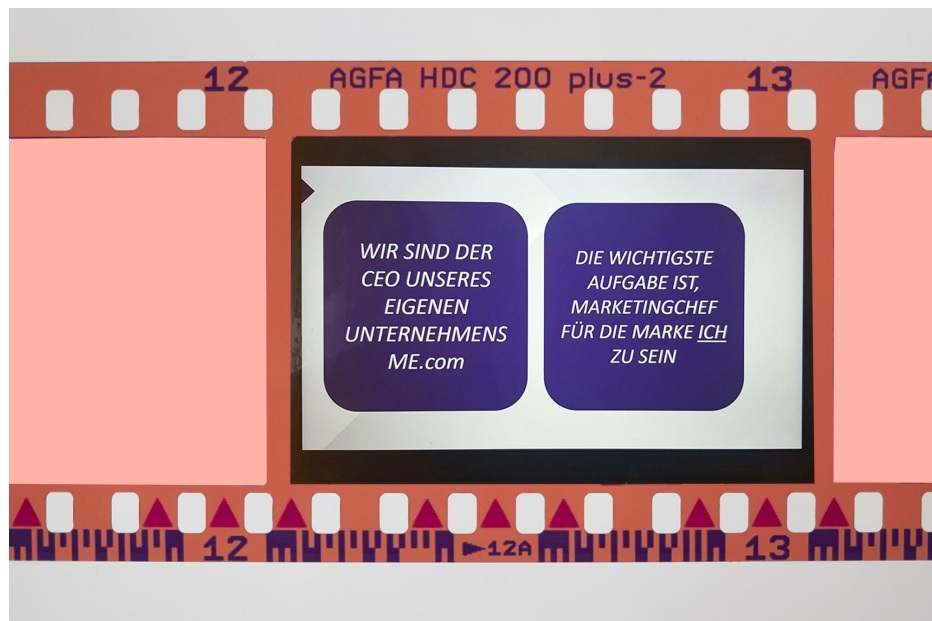
Würde ich dieses in die Jahre gekommene Künstlerklischee aus der Wiedervorlage greifen und aktualisieren, so käme ich vielleicht dort an, wo

ich vor fünf Jahren war.

Ein Personaldienstleistungsunternehmen beriet in online-Meetings von Folien unterstützt zur Frage, was sich mit einem Leben nach dem Absprung anfangen lässt.

Die für die Nuller- und Zehnerjahre so charakteristische Selbstoptimierung würde dieses Mal als künstlerische Professionalisierungsmaßnahme auch hier Einzug halten. Ich würde mich mit einem Credo bequatschen und hypnotisieren, einem Mantra direkt von der Flachgebetsmühle des Laptopbildschirms, versehen mit dieser unfassbar platten Billig-, weil Nützlichkeitsmetaphorik.

(Mit der endlich einmal so aufzuräumen ist, dass es kracht.)



Heute rasiere ich mich. Ich könnte jetzt, so glattrasiert, auch für das Personaldienstleistungsunternehmen arbeiten (stimmt nicht: inzwischen geht auch Bart überall. Individualität ist die neue Uniform).

*Liberté toujours!* heißt auch, unter der glatt rasierten, babypopoartigen Haut des Consultants einen Herzmuskel sitzen zu haben, der so sehr auf

eine wandlungsfähige Kunst pocht, dass diese Beratervisage Ausdruck einer weiteren ihrer vielen Metamorphosen sein könnte.

— — —

Wahrscheinlich muss jede Geschichte über den Libanon, die nicht mit den Phöniziern, mit Sir Mark Sykes und François Georges-Picot oder mit Dr. Wünschmann beginnt, mit einem libanesischen Taxifahrer ihren Anfang nehmen. In den meisten Geschichten, die ich über das Land gelesen habe, taucht auf der ersten Seite ein verschlagener Taxler am einzigen internationalen Flughafen des Landes auf. Oder ein inoffizieller Vermittler, der einen zu einem führt. (Dass die meisten Ankommenden inzwischen über Über den Fahrer zum Terminal steuern, unterschlage ich hier.)

Er sieht so aus, wie er der Vorstellung nach aussehen muss. Die ostmediterrane Variante eines Alexis Sorbas. Klein, rundlich, schwarzes Haar, etwas verschwitzt. Lächeln. Er zischt:

„Taxxxxxiiiiiiii?“

Während der Fahrt in die Stadt erzählt er unaufgefordert, wie's ist und wie's um das Land steht. Aber zuerst fragt er:

„Where from?“

„Germany.“

„Ahhhhhh! Germany good!“

Er spricht wie der Wasserfall von Jezzine. Er geißelt die libanesischen Politik, nimmt ebenso verschlungene Wege mit dem Taxi wie mit seiner Rede, weil er nichts so sehr hasst wie Verstockung und Stau. Er kennt nicht die Warnungen ausländischer Vertretungen und globaler Unternehmen vor bestimmten Vierteln, die zu meiden seien. Wie auch? Er steht ja morgens nicht auf und sagt sich:

„Mal schauen, was das Auswärtige Amt heute auf seiner Homepage so schreibt. Aha, ich sollte das Viertel *Basta* meiden. Gut, dann ziehen wir halt um!“

Eigentlich ist er so sympathisch, dass man denkt: Mit dem als Präsidenten, Ministerpräsidenten oder Parlamentspräsident wäre hier

alles anders! Er hat einen Sohn und eine Tochter, die an einer libanesischen Universität studieren. Für die dreht er seine Runden. Er schwört, dass es in einer Kleptokratie Ehrensache sei, das Zahlen von Steuern einzustellen.

Zum Schluss könnte er etwas sagen wie:

„Und selbst wenn du mal einen riesigen Bambusstrauch transportieren musst, ruf mich an. Ich mache dir einen Riesenbambusstrauchtransport-spezialpreis.“

(Das hätte er tatsächlich sagen können, wenn er Deutsch gesprochen hätte. Genauso wie sich im Deutschen Wörter zusammenbasteln lassen, die in keinem Wörterbuch stehen, aber deren Sinn sich sofort erschließt, als hätte es sie schon immer Seite an Seite gegeben mit Wörtern wie *Milch* oder *Ei*, gibt es im Libanon keine Situation, die es nicht geben könnte, weshalb grundsätzlich alles vorstellbar ist. Das sorgt einerseits für ein sehr künstlerisches Klima, andererseits aber auch dafür, dass die Frage:

„Ja kann es denn noch schlimmer kommen?“

vorsichtshalber immer zu bejahen ist.)

Am Ende der Fahrt sagt er:

„Habibi, zahl mir, was dir die Fahrt wert war und nicht, was wir vereinbart haben.“

Vielleicht denkt man:

„Ich habe einen Freund gewonnen, der ist Taxifahrer in Beirut. Unbedingt zur Einweihungsparty einladen! Der wird *die* Attraktion!“

Und vergisst den Freund wieder, bis man zwei, drei Jahre später zufällig seinen Mercedes /8 von der Straße winkt, der inzwischen ein paar Tausend Kilometer mehr heruntergeschrammt hat. Der Freund hat einen nicht vergessen.

„Ah! Mister Peter! How are you? How is your family?“

Hat man damals wirklich gesagt, man heiße Peter?

Eigentlich, eigentlich müsste man eine Geschichte über ein Land wie den Libanon ganz anders beginnen lassen. Man müsste die anfängliche Angst beschreiben, die manche Entsandte vorab wie jenes Badetuch über das Land legen, mit dem sie andernorts ihre Strandliege reservieren. Diese Paranoia, an allen möglichen Orten übers Ohr gehauen oder gleich erschossen zu werden.

Sofort muss hier ein Disclaimer folgen in der Art von:

„Ich sage hier nicht, dass das Land nicht gefährlich sein kann. Ich sage nur, dass usw.“

(Just for the records.)

Man müsste auch beschreiben, wie manche Entsandten alles auf den Cent genau nachrechnen, die Rechnungen diskutieren oder korrigieren und so zu verstehen geben, dass aus diesem Land, bevor sie es hier nicht lernen, ehrlich und transparent Geschäfte zu machen, ja auch gar nichts werden kann!

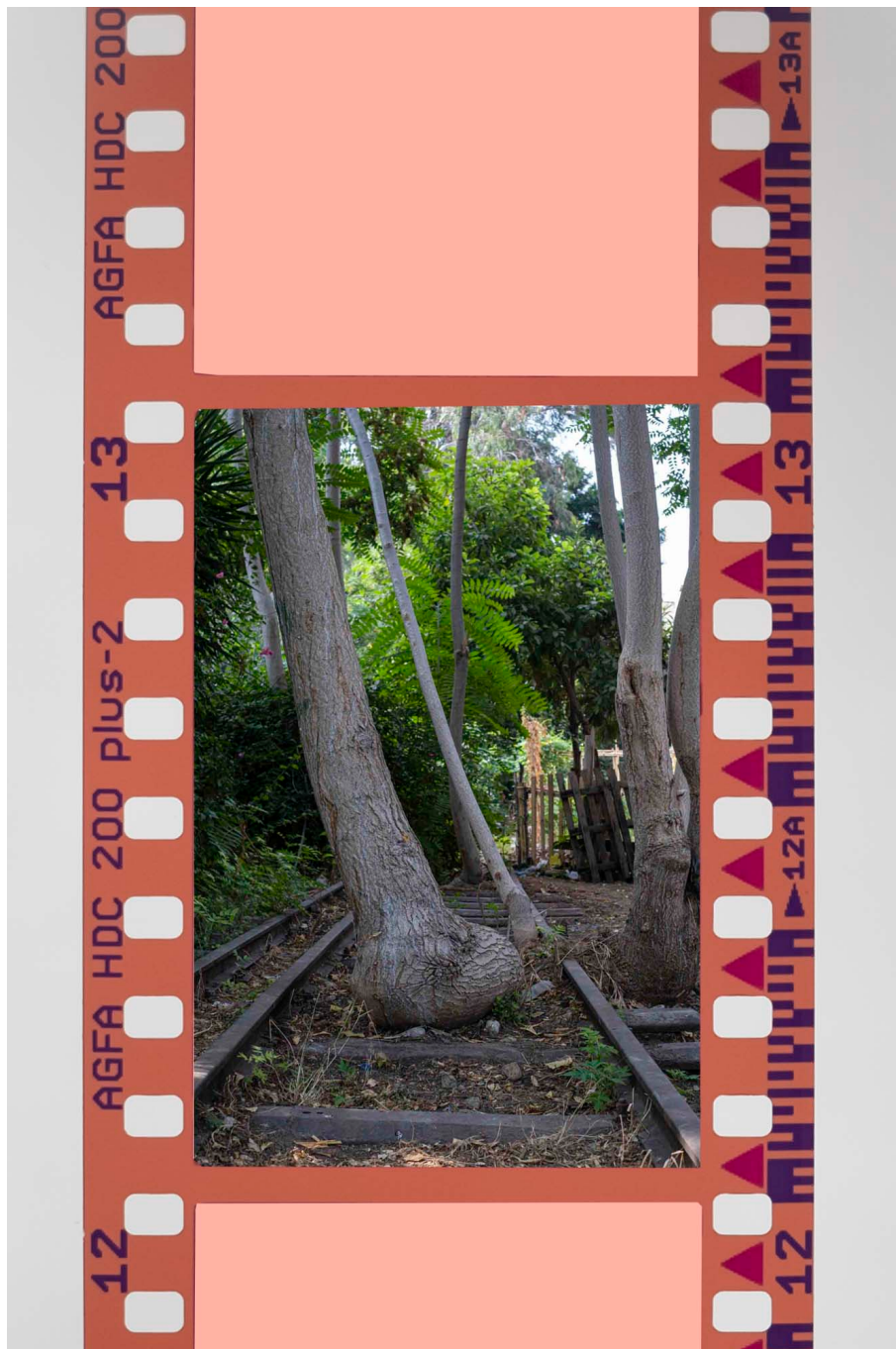
(In Kairo kannte ich einen Expatriierten, der im Taxi nicht hinten rechts, sondern auf dem Beifahrersitz Platz nahm. Nicht aus Kumpanei: Bevor der Taxifahrer die Frage stellen konnte, ob er das Taxameter einschalten oder sie den Preis aushandeln sollten, tippte der Entsandte auf den Knopf des Taxameters in der Mittelkonsole. Er hatte sich ausgerechnet, dass er sich nicht nur die Diskussion, sondern durch seinen Beitrag zur Prozesstreue eine Summe von durchschnittlich zwölf Cent pro Fahrt sparen würde, was für einen Menschen mit einem sechsstelligen Jahresgehalt nicht unerheblich ist.

„Es geht ums Prinzip!“, sagte er.)

Anders als mit dem Flugzeug kommt man seit Jahren nicht in oder aus dem Libanon. Die einzige Fährverbindung nach Zypern ist seit Jahren eingestellt. Kreuzfahrtschiffe legen schon seit langer Zeit nicht mehr an; wohin sollte der Landgang auch führen außer in die Angst vorm falschen Viertel oder in einen Starbucks in den Souks? Mit dem Auto oder Bus über Syrien in den Libanon zu reisen, empfahl sich in den Jahren des syrischen

Bürgerkrieges nicht. Über die israelische Grenze, an der eine Blauhelmission stationiert ist, deren Tage gezählt sind?

Es gab auch mal einen Zug, aber das war vor dem libanesischen Bürgerkrieg. Die Lokomotiven, die jetzt in Tripoli verrotten, waren noch Reparationszahlungen Deutschlands an Frankreich vom ersten Weltkrieg. Immer wieder stößt man auf die Gleise der Schmalspurbahn.



Bei meiner ersten Ankunft in Beirut holte mich ein Fahrer des Hotels am Flughafen ab. In einem dieser weiß neutralen, dezent gepimpten Hyundais oder KIAs mit Kunstledersitzen, in denen ein Duftbaum am Innenspiegel baumelt, Hygienetücher und eine kleine Wasserflasche bereit liegen und kein Radio plärrt. Fast schon ein automobiler Standard in Schwellenländern. Der Fahrer hat die Instruktion, die Gäste nicht zu behelligen. Er fragt, ob die säuselnde Klimaanlage angenehm eingestellt sei und konzentriert sich auf den Verkehr oder tut zumindest so, während die Herrschaft hinten rechts nach einem Flug irgendwo zwischen Kurz- und Langstrecke endlich wieder das tun kann, was ihr am meisten liegt: den dicken Max zu markieren. Mit einem Geschäftsmobiltelefon zu telefonieren und das Offensichtlichste zu kommentieren.

Die Rechnung für den Limoservice, hoch und mindestens das Fünffache davon, was ein regulärer Taxifahrer verlangt hätte, zahlt die Firma. Genauso wie Telefonat und exorbitante Roamingkosten, an denen die Kleptokratie kräftig mitverdient. Jeder normale Taxifahrer hätte einem das gesteckt! Der Geldfluss findet von Firma zu Firma statt.

Das ist besser so, sagt man sich beruhigt, denn so kann niemand betrügen. Alles ganz transparent.

Der Entsandte als Karikatur sitzt mit Ausnahme jenes überhaupt etwas sonderbaren Entsandten in Kairo hinten rechts. Aus dieser Perspektive nimmt er die ersten Eindrücke des fremden Landes wahr. Den Verkehrsstau, die Scooter dazwischen, so windig und wuselig wie ein Schwarm von Spermien, oder im Osten die Bergzüge des Libanons.

„Hier bin ich wer!“, denkt er vielleicht. „Ich werde einen Fahrer haben und werde denen beibringen, wie man mit uns und bei uns Geschäfte macht. Transparent! Und dann, wenn ich Zeit habe, schaue ich mal, ob sich nicht irgendwo ein humanitäres Projekt aus der Wüste stampfen lässt, an dem sich meine Frau beteiligen könnte. Zeit hat sie ja! Wäre doch schön für sie und für all die anderen. Überhaupt, etwas Sinnvolles tun. Mal sehen, wo ich ein Zeitfenster dafür einplanen kann.“

Dieser Tage wird darüber gestritten, dass und wie bis Ende des Jahres die Hisbollah zu entwaffnen sei.

Das einzig dauerhaft Entwaffnende, das ich in den Jahren in diesem Transitstreifen Land kennengelernt habe, sind Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft seiner Bewohner.

